Schule und Elternhaus im 19. Jahrhundert und zur Jahrhundertwende

Autor(en): **Birkner, Othmar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **63 (1976)**

Heft 7/8: **Lernen - Erkennen = Apprendre - reconnaître**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-48608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

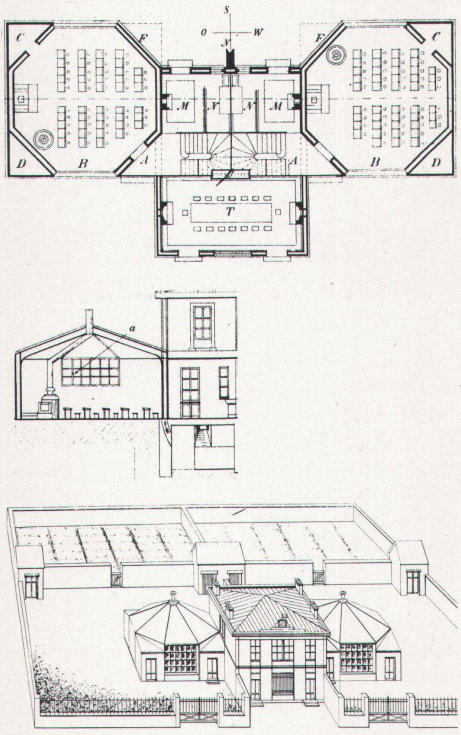
Lernen und Erkennen

Schule und Elternhaus im 19. Jahrhundert und zur Jahrhundertwende

Von Othmar Birkner

Volksgesundheit – Schutz des Kindes

Zwischen 1831 und 1867 wurden die europäischen Städte von elf Epidemien heimgesucht. Die Hebung der Volksgesundheit in den schnell wachsenden Elendsquartieren der Grossstädte industrialisierter Länder war deshalb nicht nur das ehrliche Anliegen einiger Philanthropen. Neue Baugesetze konnten aber vor 1850 die oft katastrophalen sanitären Verhältnisse kaum verbessern, denn erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren die technischen Voraussetzungen gegeben, mit einem systematischen Kanal- und Wasserleitungsbau zu beginnen. Man musste sich zunächst mit Teilerfolgen zufriedengeben, das heisst mit Gesetzgebungen, die wenigstens bei bestimmten Baugattungen wie Schulen, Spitälern, Kasernen usw. angewendet wurden. Der Schulbau hatte dabei den unbedingten Vorrang. Dazu kamen die ersten Kinderschutzgesetze in Fabriken: England 1833, Preussen 1839. Der besondere Schutz des Kindes und der Jugend erschien dort um so wünschenswerter, wo mit dem Ausbau von Volksheeren und allgemein der Wehrpflicht auch die Tauglichkeit der Landjugend beanstandet wurde. So zeigt sich in der Schweiz, dass im 19. Jahrhundert die Geschichte der Bauordnung zugleich eine Geschichte des Sanitätswesens, insbesondere in bezug auf kommunale Bauten, war; zum Beispiel im Kanton St. Gallen: 1842 Kreisschreiben und Reglement für Arbeits-, Armen- und Waisenhäuser, 1867 Regulativ für den Neubau von Schulhäusern, 1874 Gesetz über öffentliche Gesundheitspflege, 1887 Bauordnung für die Stadt St. Gallen hinsichtlich der Gesundheit, 1888 Normalien zum Bau von Volksschulhäusern usw.



Ansicht und Grundriss der Pavillonschule von Stanislas Ferrand, an der Weltausstellung Paris 1878 gezeigt. Bildquelle: Hermann Cohn, «*Die Schulhygiene an der Pariser Weltausstellung 1878*», Breslau 1879

Gustav Vorherr, Gründer der Baugewerbeschule München, entwickelte für Schulen die *Sonnenbaulehre*. Zu seinem zweiseitig belichteten Klassenraumtyp schrieb er: «*Zur Sonne sollten die Menschen wohnen... freies Licht, freie Luft, freies Leben von Pol zu Pol.*» Vorherrs Idee fand über die Grenzen Bayerns hinaus Beachtung. 1832 beschäftigte sich auch in Solothurn eine eigene Schulkommission mit diesen Musterplänen. Sie wurden vom Kleinen Rat akzeptiert, in hundert Exemplaren vervielfältigt und in den Gemeinden verteilt.

Pavillonschule

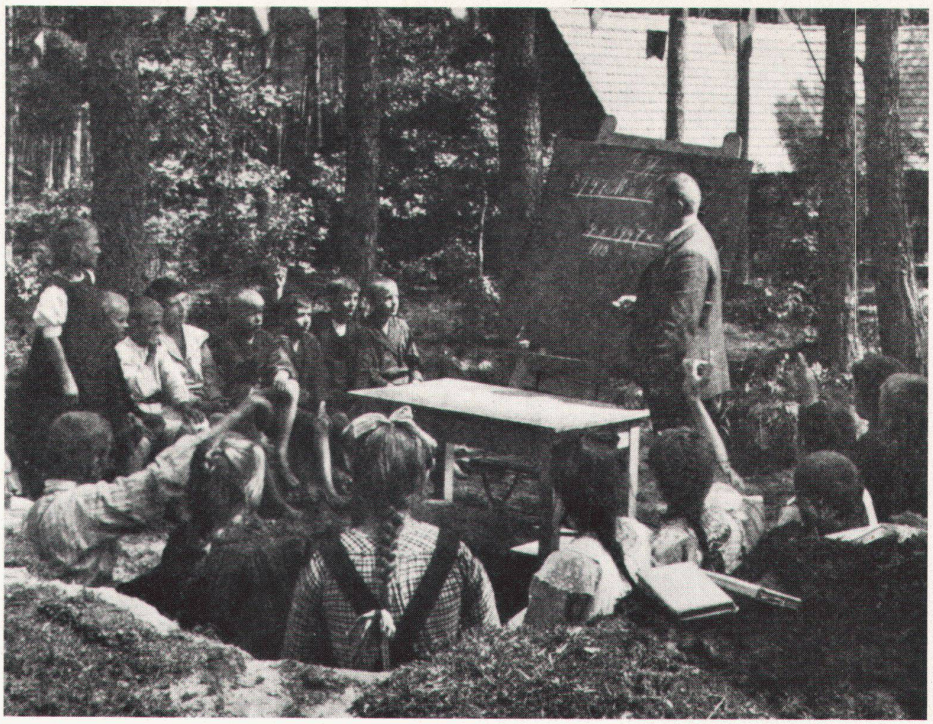
Bei Weltausstellungen schenkte man dem Ressort Volksgesundheit und Bildung besondere Beachtung. Man vertrat die Ansicht, dass ein zivilisiertes Land nicht zuletzt im Ausbau des Schulwesens erkennbar sei. Dieser Umstand förderte den Ehrgeiz, neue Ideen zu präsentieren. Während der Weltausstellung 1878 in Paris zeigte man einen neuen Schultyp des französischen Architekten Stanislas Ferrand, der am rigorosesten die Erkenntnisse der Hygiene und Bautechnik in ein praktisches Beispiel übersetzte. Es handelte sich um eine zweiklassige Dorfschule mit Lehrerwohnung im Pavillonsystem. Die Klassen waren achteckig, und Ferrand philosophierte dazu: «*Betreffs der Stabilität des Hauses ist die polygonale Form nächst der runden die vollkommenste. Alles, was den Gesetzen des Lebens gehorcht, hat Rundungen, die Erde, der Baum, der menschliche Körper und seine Organe, das Vogelnest...*» Für die Schulklasse sei der achteckige Grundriss um so besser, als sich vor den Augen des Lehrers die Schüler zentraler gruppieren könnten. Dunkle, staubige Ecken würden vermieden und die beste Durchlüftung und Belichtung gewährleistet.

Klassenraum in einer transportablen Schulbaracke um 1900 in Zürich. Bildquelle: Henry Baudin, «*Les constructions scolaires en Suisse*», Genf 1907

Zur linken Seite der Kinder verglaste Ferrand die Wand von der Decke bis zum Fussboden, zur rechten Seite wurde die Fensterfläche etwas kleiner dimensioniert. Sein Lehrsatz dazu lautete: «*In einer Schule kann überhaupt nie zuviel Licht sein!*» Die Mauern (Ziegelschalenwände) wurden von einem Eisenträgergerüst getragen. Die Luftschicht der Doppelwand erkannte er als beste Wärme- und Schallisolation. Interessant ist, dass damals nicht nur Ferrand von ganz weiss gestrichenen Wänden absah. Auch das St. Galler Schulbauregulativ schrieb 1867 vor: «*Die gemauerten Wände sollen einen haltbaren Anstrich von hellem gebrochenem Farbtone erhalten; jedenfalls dürfen die Wände nicht weiss belassen werden.*» 1873 zeigte Österreich an der Wiener Weltausstellung Musterschulen, deren Zimmerwände «*lichtgrün gestrichen und mit kräftigen dunklen Streifen eingefasst*» waren. Ferrand liess ausserdem seine achteckigen Decken als Himmel mit den Hauptsternbildern Frankreichs bemalen. Er schlug sogar vor, man möge doch die Kinder selbst die Räume ausmalen lassen.

Schriften wie «*On the arrangement, construction & fittings of school-houses*» von Robert Scott Burn, London 1856, zeigen, dass man im 19. Jahrhundert überraschend vielfältige Schulraumexperimente wagte. Unter den verschiedensten Grundrisstypen finden wir auch den durch Schiebewände unterteilbaren Raum. Die schweizerische Fachzeitschrift *Eisenbahn* fand 1879 eine New Yorker Schule bemerkenswert,

deren zentraler Saal durch Schiebewände in fünf Klassenzimmer verwandelt werden konnte. Die Vorliebe für den quasi beweglichen Schulhausbau kam auch im *«transportablen Schulpavillon»* zum Ausdruck. Um 1900 gab es in der Schweiz diesen Typ in Basel, Bern, Lausanne und Zürich. Nach Henry Baudin, *«Les constructions scolaires en Suisse»*, Genf 1907, gab es Hygieniker, welche die Leichtbauweise zerlegbarer Pavillons als Schule der Zukunft sahen. An Hand der heute noch erhaltenen Zeugnisse wird der Schulbau des 19. Jahrhunderts zu sehr aus der Perspektive des monumentalen Bildungspalastes gesehen.

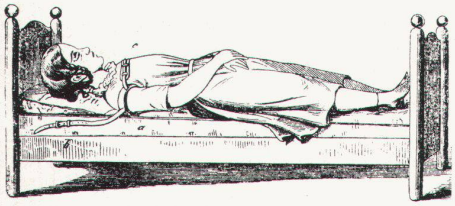


Unterricht in der Waldschule Wesloe bei Lübeck um 1908. Bildquelle: *«Kind und Kunst»*, 3. Jg. 1908, Heft 1

Gebärdenspiel Emile Jaques-Dalcroze um 1900. Bildquelle: *«Kind und Kunst»*, 2. Jg. 1906, Heft 5

Lernschule – Arbeitsschule

Um 1900 wurden die *«offiziellen Schulärzte»* eingeführt, welche Kontrolluntersuchungen bei gesunden Kindern vorzunehmen hatten. Eine gleichmässige Ausbildung von Geist und Körper wurde immer nachdrücklicher propagiert. Man sprach von der einseitigen *«Buch- und Lernschule»* des 19. Jahrhunderts, welche in eine *«Arbeitsschule»* umgewandelt werden müsse. Helle Klassenräume an und für sich genügten nicht. Im Schulbauprogramm wuchs die Bedeutung der Turnhalle, des Spielplatzes, des Unterrichtsgartens usw. Ferienkolonien und Walderholungsstätten wurden eingerichtet. Ganz in diesem Sinne entstand auch die Sommer- bzw. Waldschule. Die erste eröffnete man 1904 bei Charlottenburg in einem Kiefernwald, der mit dem Tram für die Kinder leicht erreichbar war. Dort standen Schulbaracken, mit zerlegbaren Tischen und Bänken möbliert. Im ersten Jahr besuchten 120 Kinder die Waldschule. 1906 bereits 240. Nachgeahmt wurde sie zum Beispiel 1906 in Mulhouse und 1908 in Lausanne. Das Tagesprogramm der Waldschule Mulhouse lautete: 7.30–7.45 Uhr Versammlung, 7.45–8.50 Uhr erstes Frühstück, 8.50–10.25 Uhr Unterricht, 10.25–10.50 Uhr zweites Frühstück, 10.50–13.10 Uhr Unterricht, 13.10–14 Uhr Mittagessen, 14–16 Uhr Ruhen in Liegestühlen, 16–18 Uhr Baden und freie Beschäftigung, 18–18.30 Uhr Abendessen, 18.30 Uhr Heimkehr. Grosser Wert wurde auf Naturbeobachtungen gelegt. Bei der Waldschule Wesloe bei Lübeck hatte jeder Schüler sein Pflanzgärtchen. Er musste nicht nur sein Beet bearbeiten, sondern auch neben der Ernte- und Verwertungsarbeit der Früchte ein Büchlein über Pflanzungs- und Pflegekosten sowie Erntegewinn führen. Man förderte Unterrichtsfächer, welche nach *«amerikanischem Vorbild»* direkt auf die Lebenspraxis vorbereiteten. Schon die Schulabteilung der Weltausstellung in Chicago 1893 imponierte, weil sie eindrücklich zeigte, *«dass man neben der rein geistigen Arbeit der Schulung der Hand und des Auges viel Interesse entgegenbringe und dass die Pflege geschichtlicher Fächer mehr zurückträte gegen die Anforderungen, die Naturwissenschaft, Mathematik und Technik an die Bildung stellen»*.



Nach System Schreber 1858 Rückenlage des Kindes erzwungen. Bildquelle: G.M. Schreber, *«Kallipädie»*, Leipzig 1858

Kinderzucht und Kinderkult

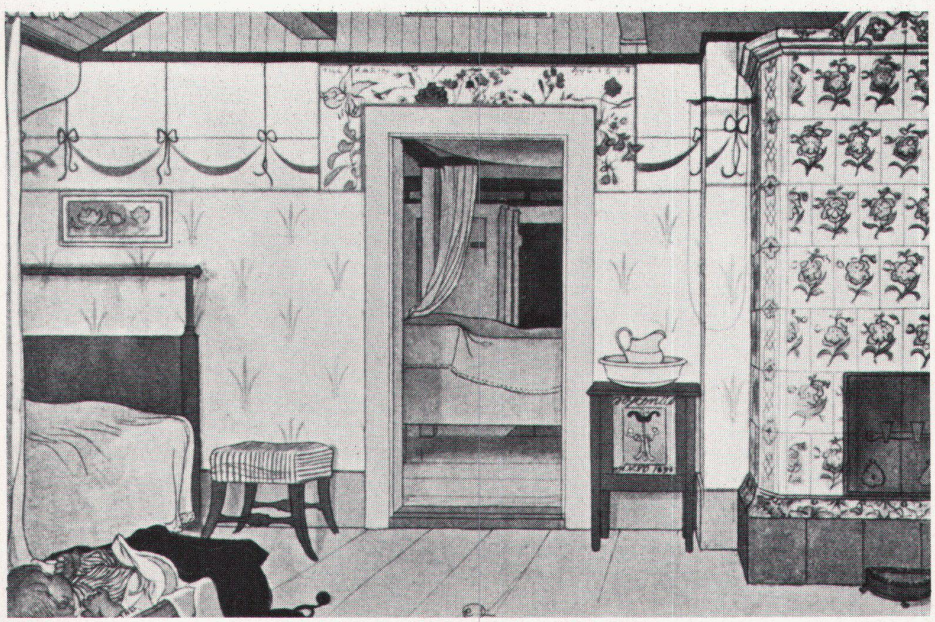
Viele der geschilderten Ideen fussten in Deutschland auf den Gedanken von Moritz Schreber, einem Mediziner, welcher 1865 in Leipzig die ersten Spielplätze und Familiengärten, *«Schrebergärten»*, anlegte. 1858 erschien sein Buch *«Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmässige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung»*. Eltern, Erziehern und Lehrern besonders empfohlen, hatte diese Schrift über zwei oder drei Generationen einen nachhaltigen Einfluss. Er empfahl für das Kind Luft- und Sonnenbäder, täglich kalte Totalabreibungen und ungeheizte Schlafzimmer vom sechsten Lebensjahre an. Das Kind sollte nach Schreber immer auf dem Rücken liegen, weil es in dieser Lage am freiesten atmen könne. Dem Kind sei kein Halbschlaf zu gewähren, *«weil nämlich damit am meisten die Verführung zu einer unkeuschen Richtung der Gedanken verknüpft ist.»*. Er erfand für die Nacht Fesselungsmechanismen und für den Tag *«Geradhalter»*. Mit Turn- und Mutprobeübungen war ein 24stündiges Dressurprogramm zur *«Gewöhnung an ein frisches und straffes Leben»* zusammengestellt. Zur Jahrhundertwende wur-

den, wenn auch meist unter humaneren Aspekten, zahlreiche spezielle Institute der «*Körperbildung*» gegründet. Um 1890 entwickelte Emile Jaques-Dalcroze, Direktor des Musikkonservatoriums in Genf, die «*rhythmische Gymnastik*». Seine «*Kultur des Körpers*» erfreute sich grösster Popularität. Er kleidete die Kinder in leichte, frei fallende antikisierende Gewänder. Die Gebärdenspiele waren zweifellos Modelle für Ferdinand Hodler. Man sprach von der «*künstlerischen Kinder-Kleidung... Die Kleider sind sämtlich im Stil der alten Herrgottshemdchen aus einem Stück geschnitten. Als Material dienen zum Teil einfacher Nessel, zum Teil weiche indische und japanische Stoffe, die nicht knittern...*» (*Kind und Kunst 1905, Heft 10*). Man sprach auch von der «*Reformtracht*» der Frau und des Kindes, die selbst für Zeitgenossen von Persönlichkeiten wie Paul Schultze-Naumburg mit übertriebenem Fanatismus propagiert wurden. Man glaubte an eine neue Epoche – die Epoche des Kindes. Die 1902 gegründete «*Politisch-Anthropologische Revue*» berichtete 1905 in der Nr. 2 beispielsweise von der Schwedin Ellen Key. Sie verkündete: «*Die neue Religion ist der Kultus des Kindes, vom Kinde erhoffen wir die Wiedergeburt, die Veredelung und Erlösung der Menschheit.*» Man müsse bestrebt sein, möglichst alle körperlichen und geistigen Vorzüge in einem Individuum zu vereinen.

Wandteppich von Gerhard Munthe, 1900. Bildquelle: «Dekorative Kunst», Bd. 7, 1901

Volkstum und Kind

Gleichfalls in Schweden erschien 1897 das Buch des Malers Carl Larsson «*Haus in der Sonne*». Das Buch hatte unerhörten Erfolg und erlebte auch in Deutschland zahlreiche Auflagen (Reihe «*Die blauen Bücher*» 1972: 374. Tausend!). Larsson zeichnete sein Haus oder besser ein Haus, von dem man den Eindruck gewann, es sei in erster Linie für seine Kinder gebaut. In jedes Zimmer zeichnete er Kinder, Haustiere, die da ungezwungen lebten und wo eine gewisse Unordnung nicht nur geduldet wurde, sondern etwas Gemütlich-Malerisches ausstrahlte. Die einfachen Möbel schienen einer Puppenstube entnommen. Larsson sagte dazu, sein einziger Gehilfe bei der Anfertigung der Möbel sei ein «*einfacher Dorftischler*» gewesen. So wie er stolz bemerkte, nicht die Maler der Renaissance oder des Barocks seien seine Vorbilder, nicht einmal Giotto, sondern die schwedischen Bauernmaler. Hier erinnern wir uns an Adolf Loos, der 1898 bemerkte, praktische Möbel entstünden nicht mit Hilfe des Architekten oder Dekorateurs, sondern beim Tischler. Diese Möbel des Tischlers wurden tatsächlich um 1900 immer populärer, wenn durch sie eine volkstümliche, nationale Kunst manifestiert werden sollte. Auch dies hob Larsson bereits hervor: das Richtige sei «*ein Zurückgehen zu dem einfach Würdigen und Nationalen*». Die Volkstumbewegung ging vor allem von den skandinavischen Ländern aus. Wie bei der Entdeckung des Kindes reizte das Naiv-Ursprüngliche. Alte Handwerkstraditionen wurden wiederentdeckt. Einfache Ornamentation wie Kerbmuster und fantasievolle Abstraktionen mit manchmal geradezu grobschlätiger Spontaneität hoben sich wohltuend von den bis zum Überdruss eingespielten Raffinessen des Fin de siècle ab. Man sprach begeistert von dem Finnen Alex Gallén: «*Durch und durch Finne, hat er seines Volkes Seele in Farben und Linien gleichsam wiedergeboren, ihr künstlerisches Leben verliehen.*» In der Malerei bevorzugte man Themen aus der Sagen- und Märchenwelt, weil sie eine vereinfachte und symbolisierende Darstellung erlaubten. Man denke an die Wandteppiche des Norwegers Gerhard Munthe oder der Russinnen Marie Jacounchikoff und Helene Polénoff. Letztgenannte liessen ihre Entwürfe von Bäuerinnen nähen, damit die neue künstlerische Bewegung wirklich vom Volke mitgetragen werde. Nicht zufällig erlebte damals das Märchen bzw. die Kinderbuchkunst eine besondere Blüte. Die Bedeutung des Kinderbuches wurde vom wegbereitenden Kreis um John Ruskin entdeckt, und die daraus gewonnenen Anregungen waren entscheidend. Henry Cole, der spätere Leiter des berühmten South-Kensington-Museums, wagte schon 1844 unter dem Pseudonym Felix Summerley die Herausgabe von Bilderbuchserien. Über das Kind sollte dem kunstempfänglichen Erwachsenen die Augen geöffnet werden. Über Walter Crane schrieb 1902 Anna Muthesius-Trippenbach: «*Man ging hier (England) so weit, seinen Namen als den Inbegriff der ganzen neuenglischen Kunstbewegung zu betrachten. Er ist noch heute derselbe reich schaffende, liebevoll sich in das Reich kindlicher Phantasie versenkende Meister wie vor zwanzig Jahren, als er mit den Bildern zu den Geschichten der Mrs. Molesworth, mit seinen Toybooks und vor allem mit den Bildern zu Grimms Märchen seinen Ruf begründete.*» (*Dekorative Kunst, Bd. 10, 1902.*)

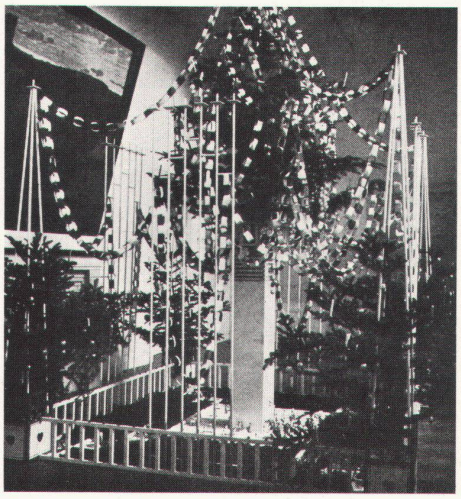

Carl Larssons Haus in der Sonne, 1897. Bildquelle: «*Dekorative Kunst*», *Bd. 8, 1901*

Kinderzimmerästhetik

Nach Hermann Muthesius wurde zuerst in England die Gestaltung des Kinderzimmers als besondere Aufgabe angesehen. Man darf sagen, dass diese Kinderzimmergestaltung schliesslich

Türe im «Terem», in bäuerlicher Wohnstube, von Alexander Golowine für die Petersburger Werkstatt L'art moderne. Ssovremennoie Iskusstvo, 1902. Bildquelle: *«Dekorative Kunst»*, Bd. 11, 1903

Kinderzimmer von Josef Hoffmann, Wien, um 1905. Bildquelle: *«Kind und Kunst»*, Bd. 2, 1905/06



Christbaum der *«Wiener Werkstätte»*, 1904, von Josef Hoffmann. Bildquelle: *«Kind und Kunst»*, Bd. 2, 1905/06

auf die ganze Interieurkultur eingewirkt hat. Denn hier wagte man zumeist das Neue, was vielleicht im Salon noch schockiert hätte. Es erschienen zahlreiche Handbücher über *«Lebensbildung – guten Geschmack – moderne Kultur»* usw. Dem Kinderzimmer wurden eigene Kapitel gewidmet, weil hier ein Schlüssel zur Geschmackswandlung oder Verbesserung erkannt wurde. Als typisches Beispiel sei Ed. Heyck in seinem prachtvollen zweibändigen Werk über *«Moderne Kultur»* zitiert. Im ersten Band, *«Die Häuslichkeit»*, schreibt er: *«Enthaltsamkeit, schöne Farben, ruhige Wände, nicht eben ‚künstlerische' aber auch keine schlechten Bilder, vernünftige Möbel und eine helle, luftige, gesunde, ästhetische Reinlichkeit»* sollten im Kinderzimmer walten – nur im Kinderzimmer? Natürlich gingen die Ansichten darüber, was einfach, konstruktiv oder werkgerecht sei, auch bei den führenden Architekten und Kunstgewerblern der Jahrhundertwende weit auseinander. Wir können nur staunen, wie Hermann Obrist in einem Artikel über *«Luxuskunst oder Volkskunst» («Dekorative Kunst», Bd. 9, 1902)* Bernhard Pankok als einen *«urwüchsigen Konstrukteur – Anabiose der Volksseele»* bezeichnet, weil er als *«Bauernsohn aus der Tiefe seiner unbewussten, fast mystischen Volksträume heraus höchste Pracht entfaltete»*. Van de Velde wäre auf *«das uralte gesunde handwerklichinstruktive Prinzip»* zurückgekommen. In unseren Augen vertraten gerade die letztgenannten Künstler einen formenexperimentierenden Jugendstil, dessen Ideen weit über die Sorge um Materialeigenschaften hinausgingen. Sezessionistische Architekten veröffentlichten in Zeitschriften wie *«Kind und Kunst»* ihre konsequentesten Entwürfe mit der berechtigten Hoffnung, diese Ideen als Kinderzimmer am ehesten ausführen zu können. Ein Josef-Hoffmann-Christbaum war schliesslich als sensible Formspekulation das Spiel der Baronin von Mautner und ihres erlesenen Kunstkreises und ein Tabu für tollende Kinder. Nur zu leicht wurde die Kinderzimmeridee zu einem Ghetto des reizenden hübschen Kleinen, welches unter der Bewunderung, ja Anbetung litt. Im goldenen Käfig vor der Umwelt abgesichert, oft sogar mit eigenem selbstredend geschultem Personal umgeben, wurde es gezüchtet. Hermann Muthesius hob in seinem Buch *Das englische Haus* lobend hervor: *«Das Reich der Kleinen ist im Hause stets abgetrennt, so dass zum Beispiel ein Fremder in einem Hause verkehren kann, ohne überhaupt zu merken, dass Kinder dasind,»* und: *«Zu bestimmten Stunden, gewöhnlich zwischen dem Tee und der Hauptmahlzeit, erscheinen sie bei den Eltern, sie fühlen sich dort als Besuch, benehmen sich wie Besuch und werden rücksichtsvoll wie Besuch behandelt.»* Das Kind musste sich fragen: Wann ist diese Kindheit im Elfenbeinturm zu Ende, wann werde ich hinausgelassen? Um so makabrer musste der Totentanz des Ersten Weltkrieges in diese ästetisierende Scheinwelt des guten Bürgertums einbrechen. Die *«Wiener Mode»*, eine Zeitschrift, die über Jahrzehnte bedacht war, über Schönheit und Luxus, Frau und Kind aufzuklären, brachte plötzlich im August-Heft 1915 Muster für selbst zu strickende Prothesenstrümpfe. *O. B.* ■